

# Ein Patriarch ohne Familie

Filmproduzent Ismail Merchant vertraut bei Problemen gerne auf seine Kochkunst Von Vanessa Oelker

Mit Ismail Merchant essen zu gehen, ist, als würde man auf Pilgerfahrt gehen, aber schon auf dem Weg Erleuchtung finden. Merchant plaudert mit dem Hotelpförtner, mit dem Taxifahrer, eigentlich mit jedem Menschen, der nicht flüchtig vorbeieilt. Dabei hält er die Hand des Gegenübers fest umschlossen, sein melodisches Englisch, das mit dem starken Akzent die indischen Wurzeln offenbart, vermittelt Ruhe und im kalten München Exotik. Wäre Ismail Merchant nicht Produzent geworden, er könnte als Propagandist Millionen von Heizdecken verkaufen.

Seit 40 Jahren macht Merchant in Filme, 1961 gründete er mit Regisseur James Ivory die „Merchant Ivory Productions“, zunächst mit dem Ziel, in Indien Filme für das westliche Publikum zu drehen. Ergänzt wurde das Team von der Schriftstellerin Ruth Praver Jhabvala, ein kongeniales Dreiergestirn, das es durch seine Beständigkeit nicht nur ins Guinness-Buch der Rekorde als längste Zusammenarbeit in der Filmgeschichte geschafft hat, sondern auch durch seine opulenten Literaturverfilmungen zur erfolgreichsten unabhängigen Filmproduktion.

Dass es der indische Moslem, der amerikanische Katholik und die deutsche Jüdin ausgerechnet mit anglophilen, teilweise oscargekrönten Filmen wie „Zimmer mit Aussicht“, „Wiedersehen in Howards End“ oder „Was vom Tage übrigblieb“ an die Weltspitze schafften, scheint nur auf den ersten Blick zufällig und karrieristisch. „Meine moslemischen Eltern schickten mich in Bombay auf eine Jesuitenschule, damit ich – als Erster in unserer Familie – Englisch lernte, später besuchte ich das St. Xavier College, in dem ich viel über englische Literatur erfahren habe“, erzählt er, als wir nach seinem kurzen Geplänkel auf Hindi mit dem Kellner – wir erfahren Herkunft, Familienstand und Lebenspläne – in einem indischen Restaurant Platz nehmen. „Als die Briten dann 1947 Indien verlassen mussten, änderte sich die Stimmung, und wir haben Parolen gegen die Kolonialmacht skandiert. Die Auseinandersetzung mit der fremden Kultur hat mich sehr geprägt.“

Für seinen einzigen Sohn neben sechs Mädchen hoffte Ismails Vater Noormohamed Rehman Merchant eigentlich auf eine Arzt- oder Anwaltskarriere. Doch schon als Neunjähriger, als er während der moslemischen Neujahrsfeierlichkeiten vor 10 000 Gläubigen eine Rede hielt, war Ismail Merchant klar, dass er ins Entertainment-Business wollte. „Mit meiner Rede bewegte ich die Menge. Ich wusste, wenn ich so viele Menschen kontrollieren kann, bin ich auch fähig, einen Film

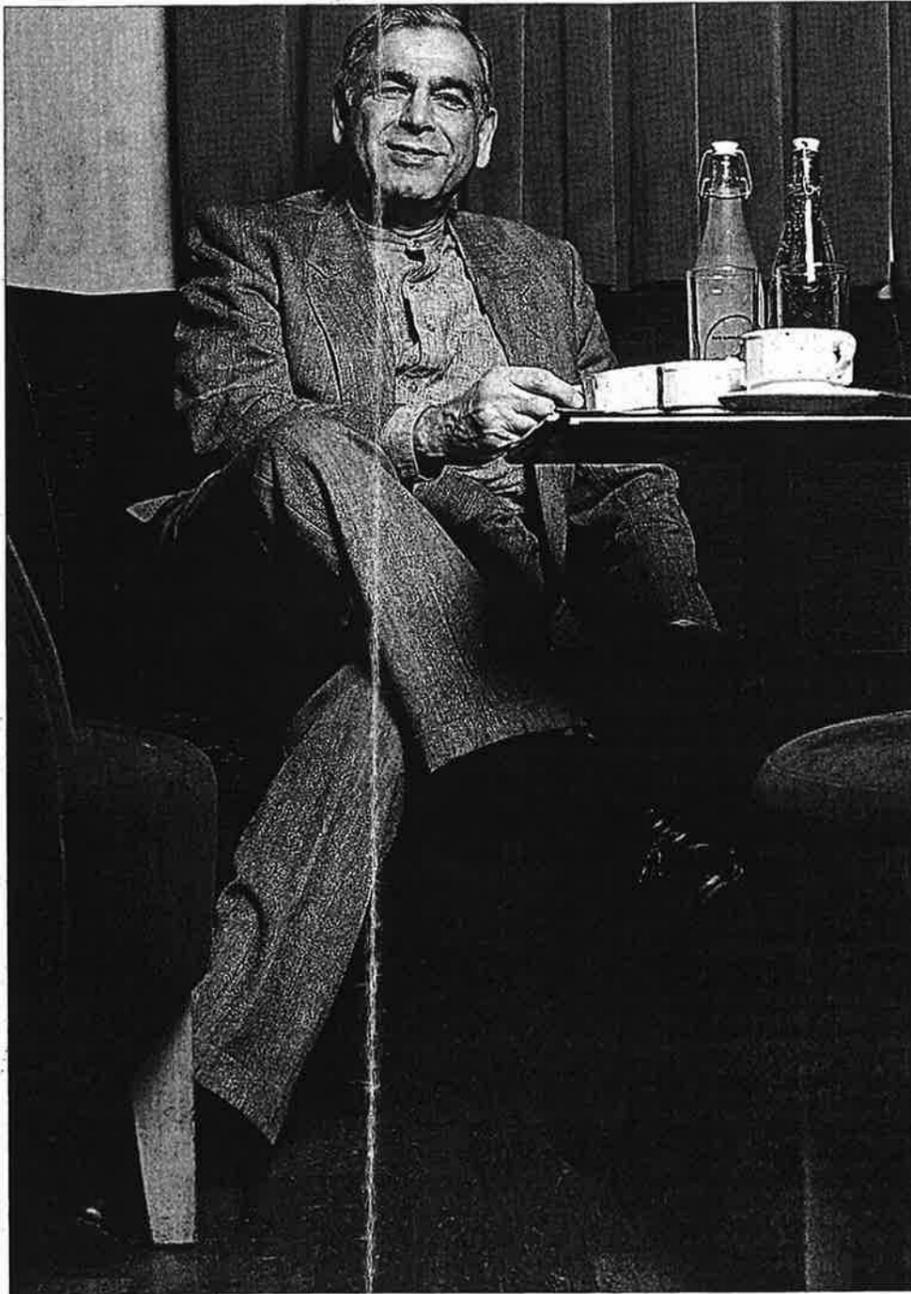
fertig zu stellen.“ Drei Dinge gab der Textilkaufler seinem Sohn mit auf seinen Weg nach New York: die Lust am Spiel, den Namen Merchant, den er selbst von seinen Kunden verliehen bekommen hatte, und eine Aufgabe: „Bring me a crore of rupies“ – was circa 250 000 Dollar entspricht.

Während Merchant von seinem Vater erzählt – er starb vor Ismails erstem großen Erfolg „Zimmer mit Aussicht“ –, formt er mit der rechten Hand kleine Klößchen aus Chicken Makkenwala – Butter-Huhn, vermischt es mit Reis und Soße. Genussvoll führt er die Bällchen zum Mund, die linke – unreine – Hand dirigiert derweil ein unsichtbares Orchester oder lädt dem Gegenüber allerlei auf den Teller. Als fürsorglicher Patriarch scheint sich Merchant sichtlich wohl zu fühlen, detailliert übersetzt er

die mit dem Kellner ausgetauschten Kniffe der Küche, schenkt Wein nach, verteilt großzügig Tandoori Fish.

So begleitet den viel fliegenden Produzenten mit Büros in New York, London und Bombay die Rolle des Gastgebers wie der Jetlag. Die von Merchant über die Jahre hinweg konservierte indische Gastfreundschaft war ihm bei seiner Karriere immer nützlich. Da er aber in den USA auf eine Großfamilie verzichten musste, kochte er – für einen indischen Mann äußerst ungewöhnlich – selbst die Gerichte seiner Mutter und Schwestern nach. „Das erste große Essen bereitete ich in meiner Studentenwohnung für meinen Professor von der New York University, an der ich meinen MBA machte, und seine Frau“, erzählt Merchant, der sich oft besser an die servierten Gerichte als an die Gesprächsin-

**Hobbykoch und Film-  
mogul Ismail  
Merchant produziert  
seit 40 Jahren Filme.  
Er realisierte unter  
anderem den Kassens-  
hit „Zimmer mit Aus-  
sicht“**



halte zu erinnern scheint. „Ich habe damals häufig Huhn in Joghurt-Soße, Linsen und viel Kreuzkümmel gemacht – in seinem Kurs bekam ich eine Zwei plus.“

Doch auch bei existenziellen Problemen vertraute er auf seine Kochkünste. Als 1983 während der Dreharbeiten zu „Die Damen aus Boston“ das Geld knapp wurde und die Crew mit Boykott drohte, beschwichtigte er sie mit indischen Mahlzeiten. Am Schluss des Drehs trug das Team T-Shirts mit dem Aufdruck „I did it all for curry“.

Drei Kochbücher, „Indian Cuisine“, „Ismail Merchant's Passionate Meals“ und „Ismail Merchant's Paris – Filming and Feasting in France“, hat er seitdem geschrieben, und noch immer kocht er für Gäste und Filmteams gleichermaßen. „Meine Küche ist pragmatisch und experimentell – so wie ich Filme finanziere“, beschreibt er sein Erfolgsrezept. Sogar in Japan spürt er Investoren auf, und die wollen mehr als Lammällchen auf Reis.

Als legendär werden in Hollywood Merchants Überredungskünste gepriesen, wenn er versucht, Menschen für seine Projekte zu gewinnen. Das Training dazu ähnelte den Vorbereitungen zum Ultra-Triathlon. Denn bevor Merchant 1986 mit dem drei Millionen Dollar teuren Kassenshit „Zimmer mit Aussicht“ 400- bis 500-prozentige Gewinne erzielte, war die Bilanz eher dürftig: Zwar erkämpfte er gleich für seinen ersten Film, den 14-Minüter „The Creation of Woman“, 1961 eine Oscarnominierung, doch von den folgenden 20 Filmen brachten lediglich acht Profit.

„Während Amerikaner mit ihrer sehr direkten Art oft verletzend werden, haben Inder großen Respekt vor anderen Menschen“, sagt Merchant, „diese Eigenschaft habe ich zu Geld gemacht.“ Ein Kollege beschreibt ihn jedoch so: „Ismail ist wie ein Elefant, der vor der Tür eines Finanziers steht. Er ist sehr geduldig, und es besteht immer die Gefahr, dass er einfach hereingetrabt kommt.“

Trotzdem sich die Standhaftigkeit der „Merchant Ivory Productions“ – etliche Übernahmangebote wurden ausge-

schlagen – heute bezahlt macht, ist vorsichtige Kalkulation noch immer Firmenphilosophie. So kostete die E.-M.-Forster-Adaption „Wiedersehen in Howards End“ mit Anthony Hopkins und Emma Thompson, die auf ihre üblichen Topgagen verzichteten, gerade mal acht Millionen Dollar, während andere Produzenten Mühe haben, unter der von den Studios vorgegebenen 50-Millionen-Dollar-Grenze zu bleiben.

Auch bei seiner Sujet-Wahl ist Merchant seinen Wurzeln treu geblieben: „Schauen Sie sich doch ‚Wiedersehen in Howards End‘ an“, sagt er und zieht die weiße Tischdecke glatt, die mit Soßenflecken, Weinrändern und Reiskörnern die verschiedenen Gänge zu einem abstrakten Bild komprimiert. „Ein wunderschönes Haus, Howards End, das der aus der Oberschicht stammenden Mrs. Wilcox gehört. Später wird es bewohnt von Helen Schlegel und ihrem illegitimen Sohn aus der Verbindung mit einem Buchhalter, also der Unterschicht. Das ist die Situation Englands und Indiens im Jahr 2000 –

beide Länder werden von der Unterschicht und Immigranten bevölkert, doch die Wirtschaft arbeitet nach wie vor für die Oberschicht. Forster sah das schon 1910!“

Um die Probleme der Gesellschaft geht es auch in Merchants neuestem Film „Cotton Mary“.

Die Engländerin Lily (Greta Scacchi) verpflichtet darin im Indien der 50er Jahre die halb englische, halb indische Mary (Madhur Jaffrey) als Kindermädchen. Die verleugnet ihre indische Herkunft, bis sie sich selbst für die Herrin des Hauses hält.

„Die Mischlinge haben sich den Indern oft überlegen gefühlt“, erzählt Merchant. „Das habe ich als Kind oft zu spüren bekommen, darum wollte ich bei diesem Film auch selbst Regie führen. Wie sehr das Land noch immer nicht zu seiner eigenen Identität gefunden hat, wurde mir erst wieder bei den Dreharbeiten an der Malabar-Küste in Südindien bewusst. Eines Abends wollten wir in einem Restaurant essen gehen, doch in meinem indischen Gewand, dem Dhoti, wollte mich der Besitzer nicht ins Haus lassen. Anzug und Krawatte sind Pflicht, und ich musste wieder gehen.“

Merchant wäscht seine Hände in dem bereitgestellten Zitronenwasser, dann umarmt er den jungen Kellner. „Kommen Sie morgen zu der Premiere meines Filmes? Ja? Gut, ich lasse Ihnen zwei Karten schicken.“ Er hat an diesem Abend zwar keinen neuen Investor gefunden. Aber einen weiteren Schützling auf jeden Fall.

**„Inder haben  
Respekt vor  
anderen, diese  
Eigenschaft habe  
ich zu Geld  
gemacht“**